

Die Anpassung des Glaubens –
Oder: Religionsunterricht als Schneiderei welchen religiösen Kleids?

Thomas Meurer, Karlsruhe

„Ich bin sehr religiös, aber ohne jeden Glauben.“¹ – dieses Zitat des Österreichischen Schriftstellers Thomas Bernhard aus einem 1981 erstmals ausgestrahlten Interview mit Krista Fleischmann möchte ich an den Anfang meines Beitrags stellen, weil Thomas Bernhard mit dieser Selbstaussage mehr oder weniger bewusst zur Stimme einer Haltung wird, die heute, fast dreißig Jahre später, zu einer Art allgemeinen gesellschaftlichen Überzeugung geworden zu sein scheint. Die Umkehrung dieses Satzes – „Ich bin sehr gläubig, aber nicht religiös“ – weckt kaum mehr Irritationen. Dass jemand glaubt, diesen Glauben aber nicht praktiziert, erscheint nachvollziehbar und geradezu verzeihlich. Thomas Bernhard aber provoziert damit, dass er sich zwar als „sehr religiös“ bezeichnet, als einen also, der religiöse Handlungen vollzieht und im Bezugssystem einer Religion denkt und handelt, im Grunde aber dies alles ohne jede Überzeugung, ohne jeden Glauben tut.

Nun ist nicht davon auszugehen, dass Thomas Bernhard sich theologisch zu Wort melden wollte. Vielmehr wird er versucht haben, seiner Zeit und seinen Adressaten einen Spiegel vorzuhalten, um auf das fassadenhafte, das unüberlegte und überzeugungslose Handeln seiner – vor allem österreichischen – Zeitgenossen hinzuweisen. Dennoch trifft Thomas Bernhards Diktum m.E. einen Nerv ausgerechnet unserer Tage, in denen zwar viel von Wiederkehr der Religion und von neuer Sehnsucht nach dem Religiösen die Rede ist, in der aber kaum das Wort „Glaube“ in den Mund genommen wird. Der Begriff „Religion“ ist derart verschwommen und ungreifbar geworden, ist derart überdehnt worden, um nur ja noch jedes quasireligiöse Phänomen subsumieren zu können, dass von „Religion“ und „religiöser Erfahrung“ schon dann die Rede ist, wenn intensive Erleb-

¹ Aus: Eine Herausforderung: Monologe auf Mallorca. Gespräch mit Krista Fleischmann, ORF/FS 2, 11. Februar 1981. Filmedition Suhrkamp 2008.

nisse, sinneröffnende Erfahrungen von Evidenz oder überhaupt das Gefühl ansprechende Erfahrungen gemacht werden. In der bischöflichen Schule, in der ich vor meiner Tätigkeit an der Hochschule gearbeitet habe, gab es ein Angebot unter dem Titel „ERE – Ermöglichung religiöser Erfahrung“. Dieses Beispiel illustriert den Wahnsinn, wenngleich es scheint, als ob er Methode hätte: die sogenannte ERE-Stunde wird wöchentlich an einem festen Platz im Stundenplan für die Schülerinnen und Schüler verpflichtend von einem Lehrer bzw. einer Lehrerin durchgeführt, die im Regelfall in der entsprechenden Klasse auch noch ein anderes Fach unterrichtet. ERE kann also nicht bloß vom Religionslehrer erteilt werden, sondern von Vertretern aller Fachrichtungen. Trotz gemeinsamer Treffen und Fortbildungen der Lehrergruppe, die ERE erteilt, kann in dieser Stunde eine Atemübung oder ein Lauftraining, das die Sportlehrerin anbietet, genauso Bestandteil von ERE sein, wie die vom Erdkundelehrer angebotene Phantasiereise oder das „Chillen“ zu meditativer Musik. Nichts gegen die Idee einer Unterbrechung des Schulmorgens oder einer Atempause im konventionellen Schullalltag, aber ist die Erfahrung, die da angeboten wird, wirklich „religiös“ zu nennen?

Mit dem Verweis auf das ERE-Angebot habe ich indirekt bereits eine Frage angedeutet, die ich noch einmal ausdrücklich stellen möchte: tragen der Religionsunterricht und noch vor ihm die verschiedenen Konzepte der Religionspädagogik nicht dazu bei, dass der Religionsbegriff der nachwachsenden Generationen immer mehr zu verschwimmen, wenn nicht gar zu verschwinden droht? Der Dortmunder Systematiker Thomas Ruster hat es in einem in der Zeitschrift „Publik-Forum“ vor nunmehr schon wieder acht Jahren abgedruckten Streitgespräch mit Hubertus Halfas in der provokanten Behauptung zugespitzt: „Dieser Religionsunterricht hat kaum Menschen hervorgebracht, die wirklich biblisch denken und christlich glauben.“²

² Publik-Forum Heft 5 (2001) 26-29 (28!)

Es geht mir nicht um eine Revitalisierung der von Ruster vorgebrachten Thesen; im Gegenteil: die damals heftig geäußerte Kritik an Rusters religionspädagogischem Vorstoß war alles andere als unberechtigt. Die Befürchtungen eines Rückfalls in Formen eines indoktrinierenden Unterrichts, eines sektiererischen Selbstverständnisses und eines Rückzugs ins Getto, die Ruster entgegengehalten wurden, waren nicht nur aus verletztem religionspädagogischen Stolz geboren. Und dennoch! Rusters mit vehementer Schnelligkeit entfernter Stachel im Fleisch der Religionspädagogik hat zumindest eine offene Wunde hinterlassen, der Aufmerksamkeit zu widmen ist. Ist Ruster nicht vielleicht doch zuzustimmen, dass „das Wirklichkeitsverständnis der Schüler und Schülerinnen [...] offenbar fremd zum Wirklichkeitsverständnis der Bibel [steht], es [...] nicht einfach assimiliert werden [kann]“³? Und wäre nicht wirklich noch einmal neu darüber nachzudenken, ob die für die Religionspädagogik der letzten Jahrzehnte kennzeichnende Hinwendung zum Subjekt, also zu den Schülerinnen und Schülern, zu ihrer Lebenswelt und ihren Aneignungsvoraussetzungen und Aneignungsmöglichkeiten zwar gut gemeint war und ist, tatsächlich aber eben nicht die Schülerinnen und Schüler im fremden Wirklichkeitsverständnis der Bibel unterweist und diese damit in die Lage versetzt, das biblische Verständnis von Wirklichkeit zu teilen und ihre eigene Lebenswelt und ihr eigenes Wirklichkeitsverständnis im Licht dieses biblischen Wirklichkeitsverständnisses zu beurteilen? Es geht darum, dass Glauben lernen bedeutet, eine Sprache zu lernen. Ingrid Schoberth formuliert es in einem Beitrag so: „Glauben-lernen impliziert [...] den Erwerb einer Sprache, die für die Artikulation und die Diskursivität des Glaubens grundlegend ist und in ihrem Bezug auf die Heilige Schrift die Identität des Glaubens bewahrt.“⁴ Hinterlässt, so möchte ich fragen, der Religionsunterricht nicht im Blick auf Glauben und Religion „sprachlos“ gewordene Schülerinnen und Schüler, die allenfalls irgendein religionsförmiges Kauderwelsch be-

³ Ruster, Th.: Die Welt verstehen „gemäß den Schriften“. Religion als Einführung in das biblische Wirklichkeitsverständnis, rhs 43 (2000) 189-203 (191!)

⁴ Schoberth, I.: Glauben-lernen heißt eine Sprache lernen. Exemplarisch durchgeführt an einer Performance zu Psalm 120, rhs 45 (2002) 20-30 (22!)

herrschen, nicht aber im Blick auf die Religion, in die hinein sie getauft sind, mitzureden imstande sind? Was ich Ihnen dazu im Folgenden an Überlegungen mitteilen möchte, kann sich hier zunächst nur als Anstoß zu weiteren Überlegungen verstehen und verfolgt nicht den Anspruch auf abgeschlossene Unangreifbarkeit.

Zunächst stoßen in meinen bisherigen Ausführungen zwei Begriffe aufeinander: Glaube und Religion. Beide hängen zweifellos zusammen und sind doch nicht einfach gleichzusetzen. Glauben kann ich an Alles und Nichts, zur Religion aber gehört ein gewisser Rahmen, gehören Riten und Praktiken, gehören Konventionen und institutionalisierte Codes; Religion ist bestimmt, Glaube eher unbestimmt. Nun ist gegenwärtig zu beobachten, dass vielfach von „Religion“ gesprochen wird, wo eigentlich „Glaube“ gemeint ist. Der Begriff „Religion“ ist derart diffus geworden, dass er – obwohl er häufig verwendet wird – doch in seinem eigentlichen Sinn zu verschwinden droht. David Voaz vom Institute for Social Change an der University of Manchester spricht von „fuzzy fidelity“, weil er in einer Studie zu dem Ergebnis gekommen ist, dass die Mehrzahl der Europäer einem vagen, ganz und gar unbestimmten Glauben anhängen, der ungreifbar, unklar und unreflektiert ist.⁵ Viele sprechen insofern schon dann von „Religion“, wenn irgendetwas guttut, der eigenen Identität dient und teilhaben lässt an der Fülle des Lebens. Aber ist das „Religion“? Fulbert Steffensky nennt in seinem 2005 erschienenen Buch „Schwarzbrot-Spiritualität“ vier Gründe, warum Menschen von „Religion“ sprechen, obwohl sie eigentlich etwas ganz und gar Diffuses meinen: Zunächst gäben sich Menschen nicht mehr so leicht mit der Banalität ihres Leben zufrieden, sie suchen nach mehr. Zweitens sind die Menschen es müde, in der Kirche Dinge zu hören, die nicht mit Leben und Erkenntnis gesättigt sind und ihnen helfen, den Alltag zu bewältigen. Drittens suchen Menschen nach Geheimnissen, die unsere entzauberte Welt gar nicht mehr bereithält. Und viertens wollen Menschen nicht mehr nur im alltäglichen Funk-

⁵ Vgl. zur Studie Meurer, Th.: Freundliche Übernahme? Zum Verschwinden des Religionsbegriffs, Ostfildern 2009, 15ff.

tionieren zuhause und im Beruf ihren Sinn finden. – Vier Gründe also, warum Menschen Lust am religiösen Seitensprung, am eigenen Religionsdesign und an beabsichtigter Erfahrung haben, bei näherer Betrachtung sich aber nicht zu einem bestimmten Glaubensinhalt bekennen, sondern unbestimmt religiös agieren. Der Soziologe Ulrich Beck weist in seinem im vergangenen Jahr erschienenen Buch „Ein eigener Gott“ nach, dass sich ein unübersehbarer Wechsel weg von den „Religionen“ hin zur „Religiosität“ vollzogen hat. Ulrich Beck sagt wörtlich: „Die Einheit Religion und religiös, von Religion und Glauben zerbricht. Ja, Religion und Glauben treten in Widerstreit.“⁶. Dabei bildet sich, wie Ulrich Beck weiter ausführt, eine Art „Doppelte Religion“ heraus: einerseits gibt es die offizielle, durch eine Institution repräsentierte und durch ein Gedankengebäude getragene Religion und andererseits, daneben gleichsam, gibt es die eigene Facon, nach der jede und jeder selig zu werden versucht. Beck bezweifelt von daher eine Renaissance der Religionen, vielmehr scheint es seiner Meinung nach in der postmodernen Religiosität darum zu gehen, „eine Mixtur religiöser Praktiken und Symbole zu finden, die der eigenen Gesundheit, dem eigenen Glück, dem eigenen Leben dient.“⁷ In der Systematischen Theologie wird diesem Wandel Rechnung getragen, indem man neben dem Begriff „Religion“ als soziologischem Phänomen das anthropologische Phänomen „Religiosität“ mit Begriffen wie „Frömmigkeit“, „Gottoffenheit“ oder – wie jüngst Angel – mit „Creditio-
nen“ als kleinstem gemeinsamem Nenner einzufangen versucht.

Um angesichts dieser Gemengelage überhaupt noch eine theologisch motivierte Unterscheidung vornehmen zu können, schlägt Fulbert Steffensky vor, zwischen „geschenkter Erfahrung“ und „beabsichtigter Erfahrung“ zu unterscheiden.⁸ Während Menschen heute in den vielfältigen diffusen Formen ihrer Religiosität Erfahrung beabsichtigen würden, sei in der kategorial verstandenen Religion Erfahrung ein Geschenk, mit dem umgegangen sein will. Ein Geschenk, das

⁶ Beck, U.: Der eigene Gott. Von der Friedensfähigkeit und dem Gewaltpotential der Religionen, Frankfurt a.M. und Leipzig 2008, 114.

⁷ Ebd., 174.

⁸ Steffensky, F.: Schwarzbrot-Spiritualität, Stuttgart 2005, 14ff

mich nicht nur bestätigt, sondern auch in Frage stellt. Ein so verstandener Religionsbegriff leistet nicht der Individualisierung Vorschub, er öffnet vielmehr den Blick für das Andere, den (ganz) Anderen und die Anderen. Religion als „geschenkte Erfahrung“ führt mithin zur Konfrontation mit dem Fremden, dem Nicht-Ich. Ich habe in anderem Zusammenhang ausgehend von Steffenskys Vorschlag zwischen „Spiritualitätsreligion“ und „Religionsspiritualität“ unterschieden⁹: Während „Spiritualitätsreligion“ in sehr diffuser und anpassungswilliger Weise die Selbstvergewisserung des Menschen in den Vordergrund stellt, hebt die „Religionsspiritualität“ auf die Selbstvergessenheit des Menschen ab. In der „Spiritualitätsreligion“ kann alles, was mir gut tut, mich bestätigt, mir Hilfe gibt und Kraft ist, zum Religionsersatz werden, während in der „Religionsspiritualität“ aus dem Anspruch und der Herausforderung der Religion – das, was Thomas Ruster also das „biblische Wirklichkeitsverständnis“ nennen würde – Spiritualität erwachsen kann. Spiritualität hier mit Fulbert Steffensky verstanden als „geformte Aufmerksamkeit“¹⁰, als Bereitschaft also, den Blick von sich weg auf alles zu richten, was Antwort und Veränderung fordert.

Gehen wir davon aus, dass die hier nur schlaglichtartig vorgetragenen Überlegungen zu einer immer diffuser werdenden Religiosität zutreffen, so ist zu fragen, welchen Anteil der Religionsunterricht und damit Sie als Religionslehrerinnen und Religionslehrer an dieser Situation haben. Welches religiöse Kleid schneidert der Religionsunterricht heutigen Schülerinnen und Schülern? Ein altmodisches, barockschweres oder ein allzu fadenscheiniges, kurzes Kleid, das nicht zu wärmen vermag? Ein Kostüm für eine jener unsäglichen Hirten-und-Sandalen-Bibelverfilmungen oder eine All-Religions-Wendjacke?

Bernhard Fabian, der international geehrte Berliner Philologe und 2007 mit dem Max-Herrmann-Preis ausgezeichnete „Vater einer deutschen Nationalbibliothek“, wie man ihn gern bezeichnet, hat in einem Beitrag aus dem Jahre 2006 gefragt: „Haben wir das Bildungswesen, das wir brauchen?“ und darauf selber

⁹ Meurer, Th.: a.a.O., 81ff

¹⁰ Steffensky, F.: a.a.O., 19.

reagiert: „Die Antwort kann wohl leider nur lauten: Nein.“¹¹ Fabian beklagt – und hier höre ich die Situation die Situation des Religionsunterrichts mit – dass basale Kulturtechniken von vielen nur unvollkommen beherrscht werden, dass das Wissen, wie immer man dieses nun definiere oder verstehe, immer weiter schrumpfe, dass die geistige Substanz generell dahinzuschmelzen scheine. „Auf allen Stufen“, sagt Fabian, „gibt es einen Mangel an intellektueller Orientierungsfähigkeit.“¹² Das Ergebnis der Schule, die Mündigkeit und Selbstbestimmung fördern solle, sei am Ende eher eine kollektiv geprägte Pseudo-Individualität. Bernhard Fabian ist der Überzeugung, dass wir inzwischen schon dabei seien, umzudenken, dass wir die Zentralität des Kulturellen als des „letztlich zugrundeliegende Stratum[s], von dem das Leben in einer Gesellschaft getragen wird“¹³ in seiner Funktion und Bedeutung zu erkennen und vor allem zu schätzen beginnen. Das Zauberwort, das hier ausgesprochen werden muss, um an die Diskussion der letzten Jahre anschließen zu können, ist: „*cultural turn*“. Fabian entwirft nun unter Rückgriff auf den amerikanischen Anthropologen Melville J. Herskovits einen Gedanken, den ich auch für die hier zu behandelnde Frage der Rolle des Religionsunterrichts in Zeiten diffuser Religiosität hilfreich finde. Bernhard Fabian geht davon aus, dass der Mensch in dem, was wir „Kultur“ nennen, seiner natürlichen Umwelt, in der er ebenso wie das Tier existieren muss, eine selbstgeschaffene Ergänzung, ein Pendant gegenüberstellt. „Der Fortbestand der (oder auch *einer*) Kultur“, so Fabian wörtlich, „muss gesichert werden durch Gebrauch und Benutzung, durch Aufnahme und Weitergabe. Kultur vergeht oder verfällt – im realen oder übertragenen Sinne – durch Gleichgültigkeit und Vernachlässigung.“¹⁴ Diesen Vorgang der Weitergabe und Aufnahme von Kultur nennt Fabian in Anlehnung an Herskovits „Enkulturation“ – nicht zu verwechseln mit dem ähnlich klingenden Begriff „Inkulturation“, der

¹¹ Fabian, B.: Enkulturation. Fragen und Anmerkungen eines pädagogischen Laien, in: Bracht, U. (Hg): Leben-Texte-Kontexte, FS für Dieter Keiner, Frankfurt u.a., 2006, 222-229 (222!).

¹² Ebd., 223.

¹³ Ebd., 224.

¹⁴ Ebd., 225.

die Infiltration einer Kultur in eine andere bezeichnet. Der Begriff „Enkulturation“ umfasst „den gesamten Prozess des Hineinwachsens eines Menschen in den ‚Kontext‘, in dem er als Mitglied einer Gesellschaft agiert und agieren muss.“¹⁵ Es geht also um den Erwerb „kultureller Kompetenz“, um überhaupt an der Gesellschaft, deren Grundlage die Kultur ist, partizipieren zu können. Diese Aneignung kultureller Kompetenz kann, wie Bernhard Fabian betont, Mühe machen, weil diese Aneignung in der „Bewährung an etwas [geschieht], was sich bereits bewährt hat, weil es sonst nicht überlebt hätte und weitergegeben worden wäre.“¹⁶ – und wer würde hier nicht auch an biblische Texte und christliches Traditionsgut denken? Überhaupt erwächst Kompetenz immer „aus dem intensiven Umgang mit einem anspruchsvollen Gegenstand“.¹⁷

Nun ist aber in den letzten Jahrzehnten zu beobachten, wie Fabian moniert, dass eben nicht der Erwerb von Kompetenz „aus der Sache heraus, aus der Notwendigkeit, sich eine zureichende Fähigkeit zu erwerben, sondern von der Person her, von den individuellen Wünschen, Neigungen oder Erwartungen“¹⁸ her begründet wird. „Der Unterricht“, so Fabian wörtlich, „ist ausgedünnt worden, so dass essentielle Sachverhalte, etwa der Geschichte, aber auch der Naturwissenschaften und der Künste nicht mehr vermittelt werden.“¹⁹ In diese Mängelliste noch die nicht mehr vermittelten essentiellen Sachverhalte des Fachs Religion einzufügen, fällt nicht schwer.

Bernhard Fabians Urteil lässt sich mit vielen weiteren Stimmen unterstützen. So konstatiert beispielsweise der Bochumer Philosophiedidaktiker Volker Steenblock: „»Bildung« heißt gegenwärtig für einige Pädagogen und Bildungspolitiker [...] sich zurechtfinden zu können: im Alltagsleben, beim Busfahrplan, im Beruf, in der Gesellschaft. Für einen solchen Zugriff gibt es sicherlich einige gute Gründe. Der deutsche Begriff der *Bildung* steht jedoch [...] für den erheblich

¹⁵ Ebd., 226.

¹⁶ Ebd., 227.

¹⁷ Ebd., 227.

¹⁸ Ebd., 226.

¹⁹ Ebd., 227.

weitergehenden Aspekt, dass jede(r) von uns als Mensch sich selbst versäumt, wenn er nur *homo oeconomicus* ist.“²⁰ Oder der 2005 verstorbene Latinist Manfred Fuhrmann kommt in seinem Büchlein „Bildung“ zu dem Schluss: „Unsere Zeit ist offenbar so narzisstisch, so sehr mit sich selbst beschäftigt, dass sie all das, was in vielen Jahrhunderten, in anderen kulturellen Zusammenhängen und in anderen Epochen, von den klügsten Köpfen ihrer Zeit gedacht und geschrieben worden ist, nicht erst einmal bei sich selbst belassen und um seiner selbst willen betrachten kann, dass sie vielmehr schon im ersten Zugriff nach dem Nutzen fragen zu müssen glaubt, der für sie dabei herausspringt.“²¹ Oder – um eine letzte Stimme zu Wort kommen zu lassen – Raoul Schrott, der in einer Rede an die Abiturienten des Jahrgangs 2004 seinen Zuhörern vorwirft, sie seien zu „Analphabeten der eigentlichen Realität geworden“, zu „fußmaroden Halbschuhtouristen“, deren Aufmerksamkeit sich mit dem Zweidimensionalen, dem Plakativen fangen lassen, mit dem, was keine Anstrengung und Auseinandersetzung fordere. Nichts sei tabuisierter als Tiefgründigkeit und Pathos. „Stattdessen“, so Schrott wörtlich, „habt ihr einen untrüglichen Sinn für das entwickelt, was zeitgeistig ist. [...] Damit aber habt Ich auch Eure freiwillige Unmündigkeit erklärt.“²²

Vor diesem Hintergrund bleibt die Frage, ob und welchem Religionsunterricht es gelingen kann, „Enkulturation“ so zu betreiben, dass die notwendige Grundlage einer Religion als Element einer Kultur gesichert wird. Ohne Zweifel ist Lothar Kuld zuzustimmen, der in einem Beitrag zum 2. Arbeitsforum für Religionspädagogik 2007 festgestellt hat: „Man kann einen Menschen nicht religiös machen, und er wird nicht religiös sein, wenn er das nicht sein will. [...] Religiöse Lernwege sind deshalb immer unsicher. Ihr Erfolg ist prekär. Religion ist in dieser Hinsicht nicht lehrbar.“²³ Doch Kuld macht eben auch deutlich, dass Re-

²⁰ Steenblock, V.: Die andere Seite der Bildung ist das Leben, in: ZDPE 4 (2007) 250-261 (260!)

²¹ Fuhrmann, M.: Bildung. Europas kulturelle Identität, RUB 18182, Stuttgart 2002, 110.

²² Schrott, R.: Der wölfische Hunger. Über das Alter der Jugend, Blieskastel 2004, 17ff.

²³ Kuld, L.: Was heißt religiöses Lernen? Religionsunterricht zwischen den Bildungsstandards und der Unverfügbarkeit des Glaubens, in: Rendle, L.(Hg): Was heißt religiöses Lernen? Dokumentation des 2. Arbeitsforums für Religionspädagogik 2007, Donauwörth 2007, 9-25 (9!)

ligion nicht mehr durch einfaches Mitleben tradiert wird, dass sie im Religionsunterricht vielmehr durch eine reflexive Form des Umgangs mit einer kulturell überlieferten Religion erlernt werden muss. Und „erlernen“ heißt bei Kuld nicht, einem „erlebnispädagogischen Dogma“ zu folgen und zu glauben, dass intensives Erleben religiöse Einstellungen bewirke, es bedeutet vielmehr, sich über Vermittlung, Aneignung, Unterscheidung und Kritik mit einer überkommenen Tradition auseinanderzusetzen.²⁴ So gesehen würde *der* Religionsunterricht das passende, zeitgemäße religiöse Kleid schneidern, der in kritischer Auseinandersetzung mit dem alten Stoff rekonstruierend und restaurierend ein nicht immer unbedingt funktionales und leichtes aber doch ansprechendes und wärmendes Kleidungsstück bereitzustellen versteht.

Aber geschieht das denn alles im Religionsunterricht nicht schon längst, werden Sie vielleicht jetzt denken. Mir scheint, dass der Religionsunterricht chronisch hinter seinen Möglichkeiten zurückbleibt und seine Aufgabe zur Enkulturation nicht ausreichend einlöst. Vielleicht – ich will mit dieser Vermutung vorsichtig sein – sind manche der vielfältigen religionspädagogischen Konzepte im Endeffekt eher Theorien religiöser Unbildung; mancher offenkundige Wahnsinn im Unterricht lässt sich bestimmt als Methode erklären. Statt die schwierige Auseinandersetzung mit dem biblischen Text oder einem Gegenstand aus der langen christlichen Tradition zu verlangen, biedert sich mancher Religionsunterricht (immer noch) mit korrelationsdidaktisch aufbereiteten Lernarrangements an, die sich lange bei Liedern von Herbert Grönemeyer oder den Fantastischen Vier aufhalten, um dann ebenso schnell wie schamhaft die Kurve zum religiösen Lernziel zu bekommen. Nicht selten wird der Religionsunterricht missverstanden als eine Spielwiese unbegrenzter Möglichkeiten, in dem eben erst mal alles richtig ist und alles geht, weil keiner – auch die Lehrerin und der Lehrer – so genau weiß, was eigentlich Religion ist. Gott ist unverfügbar – der Verlauf der Religionsstunde ist es auch, scheint das verborgene Konzept der Stundenpla-

²⁴ Vgl. dazu die zusammenfassenden Thesen Kulds, ebd., 22f.

nung zu sein. Vielfach fürchten Religionslehrerinnen und Religionslehrer, das ohnehin schon als Randphänomen angesehene Fach Religion noch unattraktiver zu machen, wenn sie es als Lehr-und-Lern-Fach verstehen und wirkliche Forderungen stellen. Gut möglich auch, dass sie den Inhalten und Gegenständen der Tradition nicht jene eigene Kraft zutrauen, die man im theologischen Sprachgebrauch als „Wirken des Heiligen Geistes“ bezeichnen könnte.

Das alles mag konservativ und nach einem Rückfall in instruktionstheoretische religionspädagogische Modelle klingen, zielt aber darauf gar nicht ab. Es geht mir eher darum, deutlich zu machen, dass eine Sicherung des Kulturguts „Religion“ möglicherweise wirklich nur dann möglich ist, wenn im Religionsunterricht ein intensiver Umgang mit dem anspruchsvollen Inhalt der Tradition ermöglicht und gepflegt wird, und nicht, wenn im Religionsunterricht nur ein Bestätigungsszenario für die eigene Lebenswelt entfaltet wird. Der Literaturwissenschaftler Herbert Kraft bringt es in seiner Literaturdidaktik auf den Punkt: „Der erste didaktische Grundsatz ist, die Lernenden dort abzuholen, wo sie stehen. Der zweite, sie nicht dorthin zurückzubringen, wo sie gestanden haben. [...] Mündigkeit lässt sich nicht erreichen, ohne dass die Lernenden aus das lernen, was sie noch nicht wissen wollen.“²⁵ Vielleicht – auch dies sei mit aller Vorsicht vermutet – gehen die Entwickler und Vertreter religionspädagogischer Konzepte, die Stilentwickler und Couturiers sozusagen, (immer noch) von Adressaten aus, die in den Klassenzimmern des Religionsunterrichts so aber nicht mehr anzutreffen sind. Dort findet man ein unvorstellbares Nichtwissen über die Religion vor, mit der man irgendwie noch zu tun hat, dort mischen sich kunterbunte Wirklichkeitsverständnisse zu einem religiösen Brei, den sich kaum eine Lehrerin, ein Lehrer auszukippen traut, und dort herrscht die feste – zumeist von Eltern unterstützte – Überzeugung vor, dass man sich für das Fach Religion nicht anzustrengen braucht. Eines dürfte klar sein: ein mündiger, reflektierter Umgang mit Religion als gesellschaftlichem und anthropologischem Phänomen, ein

²⁵ Kraft, H.: Literaturdidaktik. Mündigkeit als Lehr- und Lernziel, Münster 2004, 10.

Ernstnehmen der Tradition als Basis meines Lebens und Handelns, eine Enkulturation also, wird so nicht erreicht. Stattdessen wird ein unanstößiges, möglichst allen passendes, leider kaum wirklich durables und wärmendes religiöses Kleid zugeschnitten, das allzu schnell fadenscheinig wird und seinen Weg in die Kleiderkammer der Weltanschauungsmodelle nimmt. Zu wünschen wäre ein Religionsunterricht, der aus der Kostbarkeit seiner Stoffe ein lebenslang haltbares Kleid zu nähen versteht. Es darf ruhig ein wenig zu groß sein und zu erwachsen wirken – in manche Kleider muss man tatsächlich erst hineinwachsen. Das macht sie für Kinder so attraktiv.